

14 Von der Weisheit der Narren – Annäherung an das Gedicht ›Narr in Verzweiflung‹

Es ist noch nicht genug, eine Sache zu beweisen, man muss
die Menschen zu ihr auch noch verführen oder zu ihr erheben.
Deshalb soll der Wissende lernen, seine Weisheit zu sagen:
und oft so, dass sie wie eine Thorheit klingt!
(M IV, 330)

Der Narr konfrontiert uns mit einer ärgerlichen und äußerst unbequemen semantischen Vieldeutigkeit – sowohl im gewöhnlichen Sprachgebrauch, als auch, was wenig verwunderlich sein dürfte, in Nietzsches Texten. Diese Vieldeutigkeit umfasst – und auch das ist nicht ungewöhnlich für eine solche Art kultureller Eindampfung – in ihren extremen Polen extreme Gegensätze. Schon das erste Buch von *Menschliches, Allzumenschliches* hatte mit einer Apotheose des Närrischen geendet und mit dem bekannten Gegensatz von Narrheit und Vernunft gespielt: »Was ich finde, was ich suche –, / Stand das je in einem Buche? / Ehrt in mir die Narrenzunft! / Lernt aus diesem Narrenbuche, / Wie Vernunft kommt – »zur Vernunft!« (MA I, Nachspiel).¹ Wie aber bringt man die Vernunft zur Vernunft? Und weshalb sollte gerade die Vernunft Narren brauchen, um zur Vernunft zu kommen? Kann sie es nicht durch sich selbst? Anders gefragt, welches Verständnis von Vernunft wird hier vorausgesetzt, wenn sie sich scheinbar nicht allein genügt, sondern der Narren bedarf, von denen sie etwas lernen können soll – sogar über sich als Vernunft. An einer anderen Stelle in der *Morgenröthe* dagegen heißt es angesichts von Mut in verschiedenen Qualitäten: »Und Narr wäre Der, welcher meinte, das ›Gutsein‹ würde nur durch die Wärme hinzugethan« (M 277). Hier bezeichnet das Wort ›Narr‹ eher einen Dummkopf.

Wie so häufig bei Nietzsche ist es daher sinnvoll, auf die verschiedenen Verwendungsweisen eines Wortes zu achten. Grob voneinander trennen könnte man die Ebene eines eher formelhaften Sprachgebrauchs einerseits und die einer Ausprägung des Narren als Textfigur andererseits. Beispiele für die erste Ebene wären Formeln, die vor allem in den frühen Schriften (MA, M) und in Briefen Nietzsches Verwendung finden (›Narr ist, wer ...‹; ›Ich müsste ein Narr sein ...‹; ›ich bin ein Narr, wenn ...‹; ›der Narr fremder Worte sein‹ usw.). Der Narr als Redensart und sprachliche Metapher bedeutet dann soviel wie Dummkopf, Tölpel. Aber auch: Einer, der sich dumm nur stellt (vielleicht aus Bequemlichkeit?), der es eigentlich besser weiß, als eine Art des harmlos-Dümmlichen. Dabei ist der Bezug zwischen Narrheit und Unvernunft maßgebend: ›Narr sein‹ hat dann den Bedeutungsumfang von unvernünftig sein, nicht zielführend oder verkehrt handeln, irregeleitet denken und urteilen. Bemerkenswert ist zudem die Verwendung des Wortes ›Narr‹ als Kosewort, beispielsweise wenn Zarathustra sich selbst mit der Anrede »du liebereicher Narr Zarathustra« (Za, Der Wanderer) zärtlich schilt oder der Wanderer seinen Schatten »lieber Narr« (MA

1 Vgl. hierzu den Beitrag von Jakob Dellinger in diesem Band.

II, WS) nennt. Neben diesen wenig schmeichelhaften Konnotationen ist jedoch die Redeweise von der ›Narrenfreiheit‹ ebenso gebräuchlich. Früher auch als ›Narrenrede‹ bekannt, wurde damit eine besondere Position bezeichnet, wobei der Narrenfreie gewissermaßen als Außenstehender Sachverhalte ansprechen oder insgesamt kommunizieren könne, wie es nicht jedem erlaubt ist. In dieser Hinsicht ist der Narr dann gar nicht mehr nur einfältig, sondern einer, der sich gerade aufgrund seiner Eigenart als Narr etwas erlauben kann, das allen anderen nicht-Narren verwehrt bleibt. Dieses Charakteristikum markiert seine besondere Stellung zur Wahrheit und seinen eigensinnigen Umgang mit Aussagen im Allgemeinen, was ihn offenbar für Nietzsche als Textfigur attraktiv gemacht hat. Damit sind die Eckpunkte der großen Spannweite des Nürrischen im Sprachgebrauch benannt. Der Narr changiert zwischen den Polen: dumm, tadelnswert, unvernünftig – wobei mitschwingt, dass jeder sich manchmal nürrisch gebärdet als etwas durchaus ›menschlich, Allzumenschliches‹, und sogar von Zeit zu Zeit Wünschenswertes. Am anderen Pol steht der Narr als eine Art anarchisches, freches Gegenbild zum besonnenen und vernünftigen Weisen, weil ihn andere Erkenntnis- und Kommunikationsqualitäten auszeichnen. Mehr noch, er wird zu einem Korrektiv der Vernunft. In dieser Ausprägung nimmt der Narr als Figur einen besonderen funktionalen Raum ein, welchen zu erschließen sich der vorliegende Beitrag zur Aufgabe gestellt hat. Insofern der Narr in den Texten Nietzsches mehrfach mit direkten Redeanteilen zu Wort kommt, markiert er als Textfigur eine spezifische Sprecherposition. Daran knüpft die These an, dass mit dem Narren eine besondere Kommunikationssituation einhergeht, die wiederum eng verbunden ist mit bestimmten Themen und Motiven: Auf diese Weise steht die Narren-Position im Zusammenhang mit drei Aspekten 1.) sozialer Randständigkeit/Marginalisierung, 2.) der Problematik der Wahrheit und 3.) der Methode bzw. Kommunikationsform des Spottes. Bevor in diesem Beitrag das Gedicht »Narr in Verzweiflung« aus den *Liedern des Prinzen Vogelfrei* einer Analyse und Interpretation unterzogen wird, soll zunächst eine Verortung der Figur des Narren im Kontext der mittleren und späten Schriften Friedrich Nietzsches unternommen werden. Weil die oben genannten Motive sich in dem zu besprechenden Gedicht wiederfinden, werden sie im Folgenden aus für die Problematik zentralen Abschnitten hergeleitet, die der *Fröhlichen Wissenschaft* und der *Götzen-Dämmerung* entnommen wurden. Danach erfolgt aus diesem Versuch einer Narren-Typologie heraus die Gedichtinterpretation.

Erstes Motiv: Marginalisierung

Einer der letzten Aphorismen des Fünften Buches der *Fröhlichen Wissenschaft* ist überschrieben als »Zwischenrede des Narren«. In dieser Rede wird der Menschen-Hass von der Menschen-Verachtung geschieden und darauf hingewiesen, dass im Menschenhass noch zu viel Liebe und Furcht sei, also Anteilnahme an den Menschen. Der redende Narr votiert dagegen für die Menschen-Verachtung, weil man in ihr eine Distanznahme aus Desinteresse kultivieren könne: Denn »der Hass [...] stellt gleich, stellt gegenüber, im Hass ist Ehre« (FW 379). Vorausgesetzt, man habe sich einmal zwischen den wenig opportunen Optionen Menschen-Hass

oder Menschen-Verachtung zu entscheiden, ist das öffentliche Reden darüber doch etwas, das selbst Nietzsche einem Narren in den Mund legt. Der Narr, so scheint es, gilt mitunter als derjenige, der unbequeme, vielleicht sogar gefährliche Wahrheiten aussprechen kann. Gleichzeitig wird die Narrenfigur als eine randständige, einzügängerische, eher menschen scheue Figur charakterisiert und damit im Abseits der Gesellschaft verortet. Zwar sagt der Narr von sich selbst, er übe durchaus »Milde, Geduld, Menschenfreundlichkeit, Höflichkeit« (ebd.) gegenüber den Mitmenschen. Insgesamt aber könne er seine »Nase« einfach »nicht überreden«, voller Vorurteile »gegen die Nähe eines Menschen« (ebd.) zu sein. Die soziale Marginalisierung des Narren ist als ein wechselseitig wirkendes Ineinander verschiedener Bewegungen zu verstehen: Vonseiten des Narren wäre eine Distanznahme festzustellen, die durch Unwilligkeit und Unfähigkeit gekennzeichnet ist, wobei die Erwähnung der »Nase« als ein Verweis auf die Unverfügbarkeit des Leibes anzusehen ist. Der Narr also sondert sich ab – und wird gleichzeitig von der Gemeinschaft abgesondert. Jedoch erst aus einer solchen randständigen Position heraus kann der Narr seine Frechheiten platzieren, sie ist geradezu eine Voraussetzung für die Narrenfreiheit. Auch wenn nicht immer die Verbindung des Narren mit der Menschenverachtung gegeben sein muss, so kann man für die Narrenfigur doch festhalten, dass sie durch ihre abgesonderte und abseitige Position bestimmt ist, durch eine Distanz des Einzelnen von den Vielen. Am Ende seiner Rede votiert der Narr für eine Kunst, die sowohl »die Flucht des Künstlers vor dem Menschen« als auch »der Spott des Künstlers über den Menschen oder der Spott des Künstlers über sich selber ist ...« (ebd.). Diese Präferenz für eine spöttische Distanznahme kann als erste Verbindung der Narrenfigur mit dem Spott geltend gemacht werden.

Zweites Motiv: Problem der Wahrheit

In der *Götzen-Dämmerung* gibt es eine weitere aufschlussreiche Stelle, die die besondere Kommunikationssituation des Narren näher zu bestimmen hilft. Mit Blick auf Sokrates heißt es: »Überall wo noch die Autorität zur guten Sitte gehört, ist der Dialektiker eine Art Hanswurst: man lacht über ihn, man nimmt ihn nicht ernst« – und Sokrates sei eben der Hanswurst gewesen, »der sich ernst nehmen machte« (GD Sokrates, 5).² Nietzsche scheint also für Hanswürste und Narren eine Position zu veranschlagen, die eine ganz bestimmte *Reaktion* auf ihn (auf das, was er sagt und was er bedeutet) provoziert: das Lachen. Der eröffnete Gegensatz zwischen Lachen und Ernst muss also wesentlich zum Narren gehören, ebenso das Element des Lächerlichen als Ausdruck seines Umgangs mit Wahrheit und Ernst. Weil man einem Narren nicht glaubt (zumindest nicht sofort), sondern über ihn lacht, ist er geradezu dazu prädestiniert, eine Funktion einzunehmen innerhalb der von Nietzsche bekanntlich häufig thematisierten Fragwürdigkeit des Wahrheitsbegriffs. Die klare Trennlinie zwischen Wahrheit und Unwahrheit löst sich ebenso auf wie der

2 Vgl. dazu Christian Benne: *Ecce Hanswurst – Ecce Hamlet*. In: Renate Reschke (Hg.): *Nietzscheforschung 12. Bildung – Humanitas – Zukunft bei Nietzsche*. Berlin 2005, 219–228.

Gegensatz zwischen »wahrer« und »scheinbarer« Welt (GD 80) und geht in jede Art des Scheins über: Nietzsche spricht dann etwa von »Ungewißheit« (JGB 1) oder von »Stufen der Scheinbarkeit« (JGB 34). Insofern ist die Figur des Narren nicht leicht wieder re-moralisierbar: Bei ihm gehen Wahrheiten, allegorische Geschichten, spöttische Anspielungen oder trickreiche Lügen nahtlos ineinander über – und damit ist er ein Meister des Scheins. Dem direkten, klaren Aussprechen von Wahrheiten nicht verpflichtet, schlüpft der Narr gleichsam durch die Hintertüren zur Wahrheit. Gleichzeitig ist er immer angebunden an ein Gegenüber und folglich im weitesten Sinne an eine von ihm geschaffene Kommunikationssituation, innerhalb derer mit Wahrheiten gespielt werden kann, ohne dass sie auf den Ernst beschränkt wären. Das Irritationspotenzial liegt nicht allein darin, dass man nie sicher weiß, wann der Narr eine Wahrheit und wann eine erfundene Geschichte erzählt, die unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit nur als ›Lüge‹ gilt – sondern vielmehr darin, dass mit ihm alles sowohl Lüge als auch Wahrheit sein kann. Ähnlich dem bekannten Gedankenexperiment der Quantenphysik, Schrödingers Katze, nehmen offenbar alle Aussagen beide Aussagewerte gleichzeitig an. Deshalb lacht man über den Narren und nimmt ihn nicht ›ernst‹. Erst in einem zweiten Schritt mag man die Relevanz einer Narren-Rede bemerken. Es scheint diese besondere Sprecherposition zu sein, die die Figur des Narren für Nietzsche attraktiv gemacht hat und zwar deshalb, weil sie vom unbedingten wahr-sein und wahr-reden-müssen gleichsam entbunden ist. Demgegenüber kultiviert sie einen anderen, eigenwilligen Umgang mit der Wahrheit bzw. mit Wahrheiten. Das folgende dritte Motiv soll zeigen, was damit gemeint ist.

Drittes Motiv: Spott

Dass der Narr nicht allein ein sprichwörtlicher Hohlkopf ist, sondern ein durchaus raffinierter Störenfried, das zeigt bei Nietzsche die thematische Verbindung des Weisen und des Narren zu einem Figurenpar. Die Beispiele dazu entnehme ich der *Fröhlichen Wissenschaft*: Da wäre ein Reim aus *Scherz, List und Rache*, worin sich das »Sprüchwort« zu Wort meldet und sich als »Der Narren und Weisen Stelldichein« erklärt (FW, Vorspiel, 11). Mit dem ersten Gedicht der *Lieder des Prinzen Vogelfrei* hält dann das »Ewig-Närrische« Einzug in den Anhang der *Fröhlichen Wissenschaft* und wird gegen den ›Weisen‹ Goethe in Stellung gebracht (FW Lieder, An Goethe). In FW 213 nun ist bemerkenswert, dass anlässlich einer ohnehin heiklen Frage, welches der richtige Weg zu einem glücklichen Leben sei, ein Weiser bei einem Narren Rat sucht:

»Der Weg zum Glücke. – Ein Weiser fragte einen Narren, welches der Weg zum Glücke sei. Dieser antwortete ohne Verzug, wie Einer, der nach dem Wege zu nächsten Stadt gefragt wird: ›Bewundere dich selbst und lebe auf der Gasse!‹ ›Halt, rief der Weise, du verlangst zu viel, es genügt schon, sich selber zu bewundern!‹ Der Narr entgegnete: ›Aber wie kann man beständig bewundern, ohne beständig zu verachten?‹« (FW 213)

Um das Besondere an der Kommunikationsform des Narren aufzuzeigen, ist es sinnvoll, zunächst eine Parallel-Stelle aus dem *Zarathustra* hinzuzuziehen. Dort wird

das Thema, nach dem Weg zu fragen, aufgenommen. Im Abschnitt *Vom Geist der Schwere*, 2 erzählt Zarathustra zunächst von seinem eigenen Weg zu seiner Wahrheit. Er betont, dass er immer selbst die Wege befragt hätte, statt nach dem Weg zu fragen und endet dann mit den Worten: »Das – ist nun mein Weg, – wo ist der eure?« so antwortete ich Denen, welche mich »nach dem Wege« fragten. Den Weg nämlich – den giebt es nicht!« (Za III, Vom Geist der Schwere, 2).

Die Parabel *Der Weg zum Glücke* aus der *Fröhlichen Wissenschaft* geht das Problem nun in gänzlich anderer Weise an, antwortet doch der Narr dem Weisen auf die Frage »welches der Weg zum Glücke sei«, nicht wie Zarathustra, sondern mit einer konkreten Anweisung: »Bewundere dich selbst und lebe auf der Gasse!« (FW 213). Das Problem ist, so möchte man meinen, nach dem Weg zum Glück im Leben bzw. nach dem eigenen Lebensweg überhaupt jemand anderen zu fragen als sich selbst. Insofern ist die Antwort des Narren durchaus trickreich, herausfordernd und dadurch nicht abzulösen von der Kommunikationssituation. Der Ratschlag ›Bewundere dich selbst‹ kommt dem Weisen sehr zupass, wie seine Reaktion beweist. In der Anweisung ›lebe auf der Gasse!‹ allerdings zeigt sich die Hinterlist der Narren-Antwort, denn sie ist so formuliert, dass sie dem Weisen keineswegs als Weg zum Glück erscheinen könne. Nur zu gern will der Weise sich selbst bewundern, zweifelt aber daran, dass er sich selbst noch bewundern könnte, würde er auf der Gasse leben. Noch dazu scheint ihm dieser äußerst unbequeme Weg zum Glück ›zu viel verlangt‹. Der Narr erriet nämlich, was der Weise sich wünscht: Einen einfachen Weg, der Selbstbestätigung verspricht und darum lockt er ihn gewissermaßen aus der Reserve. Indem er ihn dazu verführt, zu sagen, ›es genügt mir, mich selbst zu bewundern und das heiße mir mein Glück!‹, stellt der Narr den Weisen vor sich selber bloß. Beständige Selbstbewunderung als ein Ausdruck davon, von sich überzeugt sein, ohne Zweifel an sich zu haben, sei nicht möglich, entgegnet der Narr, ohne irgendwann sich selbst zu verachten. Der Rat, auf der Gasse zu leben, ist dementsprechend (1.) entweder Ausdruck der Selbstverachtung oder (2.) ein Gegengewicht zur Selbstbewunderung. Auf die Frage nach dem Weg zum Glück antwortet der Narr also nicht wahrheitsgemäß – denn das hätte geheißen, wie Zarathustra zu antworten und zu sagen, es gibt nicht den *einen* Weg zum Glück, suche deinen Weg selber. Sondern er antwortet mit einer ›trickreichen Lüge‹, gleichsam narrenweise und indem er den Weisen vor sich selbst und als einzigem Zeugen vor dem Leser vorführt. In Anlehnung an die »Zwischenrede« des Narren aus FW 379 scheint diese Kommunikationsform eine dezidiert spöttische Kunst des Dialogs zu sein. Eine solche Korrelation von Narr und Spott bestätigt auch ein Nachlass-Notat vom Winter 1887/1888. Nietzsche exerziert darin aus Ernest Renans Buch *Vie de Jésus* und notiert sich zum (europäischen) Narren, ihn charakterisiere: »Der esprit, der durch einen feinen Spott jeden Fehler des raisonnements heraushebt [...]« (1887–1888, 11[382], KSA 13, 180). Die ›esprit‹ genannten Spötteleien des Narren dienen also dazu, Verfehlungen des Vernünftigen überhaupt wahrnehmen zu können und die Vernunft dort zu korrigieren, wo sie auf einer Alleinherrschaft über den Menschen beharrt. Den Weisen und den Narren trennen also nicht etwa eine vermeintlich größere Intelligenz des Weisen, sondern allein ihr Umgang mit ihrem Wissen. In vorliegenden Beispiel ist es das Wissen, dass es für das Erreichen des Lebensglücks einen einfach zu benennenden Weg schlechterdings nicht gibt. Im Gegensatz zum Weisen trägt der Narr Weisheiten

nicht direkt als Wahrheiten und nicht als einfache Aussagen vor, sondern verspielt, spöttisch verpackt, ironisch gebrochen, als Sinnsprüche, Parabeln, Gleichnisse usw. Wer mit dem Narren interagiert, wird auf diese Weise gezwungen, sich zu ihm zu verhalten und der Leser oder die Leserin muss die Narrenrede erst auslegen (und sich selbst damit hineinlegen), wie es Nietzsche für seine Aphorismen einforderte. Dass in FW 213 gerade ein Weiser nach dem Weg zum Glück fragt, könnte auf die Dummheit bisheriger Weiser anspielen, mit der sie diesen Einen Weg zu finden, zu beschreiben, wenn nicht gar Anderen zu versprechen gewollt haben. Nach dem Weg zum Lebensglück kann eben nicht wie nach dem Weg zur nächsten Stadt gefragt, sondern die Wege selbst wollen befragt werden.

Gedichtinterpretation: ›Narr in Verzweiflung‹

Erst 1887 wurden von Nietzsche zur zweiten Auflage der *Fröhlichen Wissenschaft* deren Fünftes Buch, sowie eine Vorrede und die *Lieder des Prinzen Vogelfrei* als Anhang hinzugefügt. Im betreffenden Gedicht sind alle Ebenen, die oben in Bezug auf den Narren entwickelt wurden, ineinander verschränkt: Die Narrenfigur in einer marginalisierten sozialen Position ist untergeordnet unter die Weisen; der Zusammenschluss zum Figurenpaar, wobei ein Narr und mehreren Weise gegenübersteht; die dichotomische Unterteilung von Aussagen und ihre Gegenüberstellung in weise/wahr und närrisch/unwahr; zuletzt das spöttische Verhalten des Narren als Ausdruck eines besonderen Umgangs mit seiner ›Weisheit‹. Als Grundlage für dieses Gedicht diente Nietzsche ganz offensichtlich eine im Sprachgebrauch übliche Redensart.³ Das *Deutsche Sprichwörter-Lexikon* von Karl Friedrich Wilhelm Wander (1867) widmet dem Narren und Narren-Komposita fast 35 Seiten. Unter dem Lemma »Narrenhand« findet sich u. a.: Das Sprichwort »Narren Hände beschmeissen alle Wände« (entnommen dem *Florilegium Politicum* des Christophorus Lehmann von 1641). Die Variante »Narrenhände besudeln Tisch und Wände«. Sowie das aus *Gubitz' Gesellschafter* von 1831 stammende Sprichwort »Narrenhände beschmieren Tisch und Wände« – hier sogar mit der Ergänzung zum Zweizeiler: »doch manches Mal auch ein Journal«.⁴ Zuletzt gibt uns auch die Bibel einen Hinweis an die Hand. In Psalm 52 steht der Satz: »Dixit insipientis in corde suo: non est Deus.« (Der Narr/Törichte sprach in seinem Herzen: Gott ist nicht). Werner Mezger weist allerdings darauf hin, dass Psalterillustrationen seit dem 12. Jahrhundert hier eine Narren-Fi-

3 Bezeichnenderweise beginnt das bereits erwähnte Kapitel »Vom Geist der Schwere« aus dem *Zarathustra* mit einer Selbstbeschreibung Zarathustras, die nacheinander Mund, Hand, Fuß und Magen metaphernreich betrachtet. Dort heißt es: »Meine Hand – ist eine Narrenhand: wehe allen Tischen und Wänden, und was noch Platz hat für Narren-Zierath, Narren-Schmierath!« (Za III, Vom Geist der Schwere). Hier liegen also bereits entsprechende Parallelen vor, die bis in die Wortwahl hineinreichen. Dass das zweiteilige Kapitel mit den oben thematisierten Überlegungen zur Unmöglichkeit des ›Einen Weges‹ endet, nimmt zusätzlich den von Nietzsche bereits in FW 213 hergestellten Zusammenhang zwischen Narr und Narrenantwort wieder auf.

4 Karl Friedrich Wilhelm Wander: *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*. Unveränderter foto-mechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1867. 5 Bde. Kettwig 1987, Bd. 3, 938.

gur zeigen und damit der Narr schon früh in Verbindung mit Gottesleugnern und nicht zuletzt mit dem Teufel gebracht worden ist.⁵

Schauen wir uns nun Nietzsches Gedicht (FW Lieder, Narr in Verzweiflung) einmal an:

Narr in Verzweiflung.

Ach! Was ich schrieb auf Tisch und Wand
Mit Narrenherz und Narrenhand,
Das sollte Tisch und Wand mir zieren? ...

Doch i h r sagt: ›Narrenhände schmieren, –
Und Tisch und Wand soll man purgieren,
Bis auch die letzte Spur verschwand!‹

Erlaubt! Ich lege Hand mit an –,
Ich lernte Schwamm und Besen führen,
Als Kritiker, als Wassermann.

Doch, wenn die Arbeit abgethan,
Säh‹ gern ich euch, ihr Ueberweisen,
Mit Weisheit Tisch und Wand besch ...

Das lyrische Ich, der Narr, ist mehreren ihn offenbar maßregelnden Weisen entgegengestellt. Genau genommen sind sie in der zweiten Strophe noch ohne Identitätszuschreibung (›i h r sagt‹) und werden erst durch eine spöttische Anrufung des Narren zu den ›Ueberweisen‹ der letzten Strophe. Es sind diese Weisen, die die Weisheiten des Narren nicht anerkennen, deren Entfernung anordnen und hier folglich als eine normierende Instanz auftreten. Denn schon die Art des Narren, seine Weisheiten niederzuschreiben, bildet einen klaren Regelverstoß, da sie nicht auf Papier oder in ein Buch, sondern ›auf Tisch und Wand‹ erfolgte. Auch hier befindet sich der Narr offenbar in untergeordneter Position, denn den Weisen eignet die Macht, zu befehlen und zu erwirken, dass die Narrenschmierereien abzuwischen sind. Der Narr hat also über das, was er schrieb und darüber, wie er es schrieb, kein Verfügungsrecht. Damit ist eindrücklich auf die Diskurs-Macht der Weisen verwiesen, gewissermaßen als etablierte, anerkannte Institution auch der Philosophiegeschichte: Der Weise wird um Rat gefragt, er ist der Wahrheitsträger schlechthin. Dement-

5 Werner Mezger: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz 1991, 75–77. Heute und vermutlich seit der Lutherübersetzung steht der Psalm an Stelle 53, doch in den älteren griechischen und lateinischen Schriften ist es Psalm 52. Wörtlich bedeutet ›insipiens‹ ›der Unverständige‹ und auch das Griechische nennt mit dem Wort ›ἄφρων‹ die Gottesleugner unvernünftig, töricht. Luther übersetzt die entsprechende Stelle wie folgt: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott.« Wie Mezger nachweist, wird spätestens seit Augustinus' Schrift *De civitate Dei* eine Parallele gezogen zwischen der Zeit der Fastnachtsumzüge als ›civitas diaboli‹ und der anschließenden Fastenzeit als ›civitas Dei‹ (ebd., 477).

sprechend liegt auch das Monopol des Wahrsprechens beim Weisen und, so könnte man hinzufügen, beim dogmatischen Philosophen. Versteht der Narr sich selbst als Schreibenden (›Was ich schrieb‹), lehnt demgegenüber das Wort ›schmieren‹ eine solche produktive Tätigkeit ab, wobei Unleserliches, aber auch Unverständliches gemeint sein kann. Bemerkenswert ist ferner, dass in der zweiten Strophe die Weisen in direkter wörtlicher Rede, markiert durch Anführungszeichen, sprechen. Mit der dritten Strophe gewinnt der Narr seine Eigenmächtigkeit wieder, lässt doch weder das mehr nur rhetorische Wörtchen ›Erlaubt!‹ einen Widerspruch zu, noch das faktische Ende des Gedichts eine Reaktion der Weisen. Indem der Narr betont höflich seine Mithilfe anbietet, unterwirft er sich zunächst der Weisung und beugt sich (vorläufig) einer stärkeren Macht. Allerdings nur, um sie danach umso wirkungsvoller zu verspotten. Wenn schon das auf Tisch und Wand Geschriebene vernichtet werden soll, dann doch wenigstens von der Narrenhand, die es verantwortete. Mit dem Gebrauch von ›Schwamm und Besen‹ sei der Narr nicht zuletzt ›als Kritiker‹ vertraut, was auf Korrekturarbeiten an eigenen oder fremden Schriften hindeuten könnte. Das Wort ›Wassermann‹ dagegen scheint lediglich auf die Tätigkeit des Reinigens zu verweisen. Nach der Säuberung aber, das schlägt der listige Provokateur vor, sollen diejenigen, die er als ›Ueberweisen‹ verspottet, doch bitte eine Probe ihrer Weisheit geben.

Bei einem Blick auf das Reimschema des Gedichts (A A B / B B A / a b a / a C c) zeigt sich, dass dieser Moment der Ermächtigung eine Entsprechung auf der textformalen Seite hat. Denn an genau dieser Stelle wird auch der Reim unreiner bzw. ›unordentlicher‹: Wurden die beiden ersten Strophen von reinen Reimen dominiert (A: Wand, Narrenhand, verschwand; B: zieren, schmieren, purgieren), werden nun auf dieses Laut-Schema unreine Reime aufgeboten (a: an, Wassermann, abgethan; b: führen). Das Gedicht läuft in derb-burlesker Manier in mehrere Auslassungspunkte aus und legt damit nahe, den Reimvers gerade auf die ›Ueberweisen‹ zu einem ›bescheissen‹ zu vervollständigen.⁶ Es ist dies, das sei nicht nur nebenbei bemerkt, auch der ›unsauberste‹ bzw. am meisten unreine Reim in diesem Gedicht, was die beleidigende Anmaßung des Narren umso mehr unterstreicht. Der Narr behält an dieser Stelle das letzte Wort und zeigt zwischen Verzweiflung und Parodie, was aus Narrensicht die Weisheit solcher Weisen Wert ist. Andere Ergänzungen der Auslassungspunkte, etwa zu den Worten ›beschreiben‹ oder ›beschmieren‹, wären zwar möglich, sind aber weniger sinnstiftend und würden zudem der Radikalität der Narrenposition ausweichen. Dagegen scheint die Tatsache, dass dem Gedicht an dieser Stelle gewissermaßen verschämt ›die Buchstaben versagen‹ und lediglich eine genaue Anzahl an Auslassungspunkten die sechs fehlenden Lettern aller Wortoptionen anzuzeigen, auf eine Differenz zwischen Schriftsprache und Kommunikationssituation hinzuweisen. Was sich der Narr herausnimmt, bleibt dem Gedicht untersagt. Wie häufig bei Nietzsche ist es hier dem Leser überlassen, die närrische Anmaßung mit nachzuvollziehen – oder sich ihr zu entziehen.

6 Heinrich Detering verweist diesbezüglich auf eine entsprechende derbe Sprache in Goethes *Götz von Berlichingen*. Vgl. Heinrich Detering: Stagnation und Höhenflug. ›Die Lieder des Prinzen Vogelfrei‹. In: Christian Benne/Jutta Georg (Hg.): Friedrich Nietzsche: ›Die fröhliche Wissenschaft‹. Klassiker auslegen. Berlin 2015, 167.

Dass es sich bei der ausdrücklichen Beziehung des Narren zu Fäkalien um ein kulturgeschichtliches Phänomen handelt, ist etwa mit Blick auf den Eulenspiegel bekannt, doch leider noch wenig erforscht. Nicht zuletzt lässt die oben zitierte Wendung ›Narrenhände beschmeissen alle Wände‹ eine Verbindung mit Festbräuchen zu, die im europäischen Mittelalter bis in die Neuzeit hinein lebendig waren, wobei das Werfen von Kot eine Rolle spielte.⁷ Dabei ist die immense Heilkraft zu beachten, die man Exkrementen seit der Antike (Plinius, Galen) zusprach, weshalb solche Bräuche nicht unabhängig von ihrem (medizin-)historischen Kontext gesehen und bewertet werden dürfen.⁸ Wenn Nietzsche also hier mit Andeutungen zum Fäkalhumor spielt, nimmt dies in Verbindung mit dem Narren, gewusst oder unbewusst, ein kulturhistorisch verankertes Thema auf.

Die einzige mir bekannte, wenngleich knappe Auseinandersetzung mit dem Gedicht hat Heinrich Detering vorgelegt. In seinem Beitrag beschäftigen ihn die »Lieder des Prinzen Vogelfrei« insgesamt und er deutet sie als eine sich fortschreibende Narration, deren fiktiver Autor und Sänger der Prinz Vogelfrei ist. Die Lieder selbst seien als mehrfach gebrochene »gestaffelte Rollenspiele« zu lesen, wobei zwar Hinweise auf den »empirischen Autor Friedrich Nietzsche« gegeben würden, »[b]eide Autor-Identitäten [...] wiederum unterlaufen [werden], wenn das Rollen-Ich des Prinzen Vogelfrei Rollen-Ichs zweiten Grades fingiert.«⁹ Als ein solches gilt dann auch der Narr in unserem Gedicht. Diesem Befund kann erst einmal zugestimmt werden. Kritisch anzumerken ist allerdings, dass Deterings Urteil, der Narr sei hier bloß als »eine Fremdzuschreibung« zu verstehen, keinesfalls zutreffend ist.¹⁰ Als Belegstelle gilt ihm der Vers »Doch i h r sagt: Narrenhände schmieren«. Meines Erachtens handelt es sich dabei aber vielmehr um eine von den ›Ueberweisen‹ an den Narren herangetragene, abschätzig *Bewertung* seines Tuns. Nicht etwa erst aus der Fremdzuschreibung erwächst die Narrenfigur, sondern sie hat sich schon vorher durch ihr Normen übertretendes Verhalten, dem Schreiben auf Tisch und Wand, konstituiert. Der Narr ist eben nur aus der Sicht der Weisen und von der Warte ihrer Deutungshoheit her ein Ärgernis, dessen Äußerungen im ›Wahrheitsgeschäft‹ keinen Platz haben dürfen. Dass sich das literarische Ich eindeutig selbst als Narr versteht, geht hingegen aus den Zeilen hervor, worin es sich »Narrenherz und Narrenhand« zuschreibt, was Detering lediglich als demonstrative Zustimmung des Narren zur Meinung seiner Feinde deutet.¹¹ Jedoch liegt in der semantischen

7 Vgl. z. B. den Beitrag von Eduard Hoffmann-Krayer im Schweizerischen Archiv für Volkskunde: »Im Fischenthal war es bei den ›Lichtstubeten‹ üblich, dass Einer Asche röstete und sie den Anwesenden ins Gesicht oder auf die Kleider warf; im Kanton Schwyz wurde die Asche auf den Kopf gestreut, eine Reminiszenz an den kirchlichen Aschermittwochsbrauch; in der Gegend von Sargans endlich wurden die Vorübergehenden sogar mit Kot und Harz beworfen« (Eduard Hoffmann-Krayer: Die Fastnachtsgebräuche der Schweiz. In: ders. (Hg.): Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Zürich 1897, 275).

8 Vgl. dazu etwa das Lemma »Kot« in Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1933. 10 Bde. Berlin 1987. Bd. 5, 330–350.

9 Heinrich Detering: Stagnation und Höhenflug. ›Die Lieder des Prinzen Vogelfrei‹. In: Benne/Georg: ›Die fröhliche Wissenschaft‹, 152–153.

10 Ebd., 167.

11 Vgl. ebd., 167.

Diskrepanz zwischen »schreiben« und »schmieren« ein gravierender normativer Unterschied, der das Selbstverständnis des Narren scharf von jenem Fremdbild der Weisen trennt, nach dem aufgrund mangelnder Expertise eben keinerlei Niederschriften von ›Narrenhänden‹ geduldet werden. Wenn es aber stimmt, dass der Narr durchaus auch Weisheiten kundtut, tritt er einerseits in Konkurrenz zu den etablierten Weisen; weil er sich andererseits auf spöttische Kommunikation spezialisiert hat und darum mit Akten der Provokation, Konfrontation und des Regelverstoßes in Zusammenhang steht, ist der Narr gleichzeitig das ganz andere der besonnen agierenden, ruhig sinnierenden Vernunftarbeit. Wie oben bereits angedeutet, entsteht dabei erst aus dem Statusgefälle heraus die nötige Dynamik, durch die der Narr als unangepasster Außenstehender, der den Weisen unterlegen und von ihnen nicht anerkannt ist, seine Position etablieren kann. Machtmechanismen werden in der Konstellation Narr – Weiser schlechterdings immer mit thematisiert und vom Narren durch gezielten Spott herausgefordert, weshalb der uns in Nietzsches Gedicht entgegentretende Narr durchaus Ähnlichkeit mit einem Diogenes von Sinope hat.¹² In diesem Sinne verhandelt es die Produktionsbedingungen von Weisheit bzw. Wahrheit als Herrschaftsgeschehen.

Ich habe in meinem Beitrag den Narren in seiner erkenntnistheoretischen Relevanz als Textfigur zu entwickeln versucht. Die erste Reaktion auf die Narrheiten und den Spott eines Narren ist das Lachen (vgl. GD Sokrates, 5: »man lacht über ihn und nimmt ihn nicht ernst«). Erst in einem zweiten Schritt der Reflexion, des Nachdenkens, vielleicht auch des Misstrauens, kann die Möglichkeit der vorgebrachten Aussagen unbefangener erwogen werden. Folglich wird durch das Lachen über die Aussagen eines Narren ein Moment der Distanz zu ihnen geschaffen, wodurch der Lachende davon entbunden ist, ihnen unmittelbar Glauben zu schenken. Das Lachen über solche Narren-Weisheiten schafft also auch Distanz zu allem Ernst, wie ihn Nietzsche in der *Genealogie der Moral* als Angelegenheit der Priester entwickelt. Der Narr hätte somit als Gegenstück zum Priester zu gelten – denn dem Priester als dem »eigentlichen Repräsentanten des Ernstes« (GM III, 11) wird genauso geglaubt wie dem Heiligen, dem Wissenschaftler, dem Philosophen oder dem Weisen. In diesem Sinne wäre auch der bekannte Ausspruch im Kapitel *Warum ich ein Schicksal bin* des *Ecce homo* zu lesen: »Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst ... Vielleicht bin ich ein Hanswurst ... Und trotzdem oder vielmehr nicht trotzdem – denn es gab nichts Verlogneres bisher als Heilige – redet aus mir die Wahrheit« (EH Schicksal, 1). Der Weise bzw. Philosoph wird genau dann zum Heiligen und priesterlichen Verkündiger seiner eigenen Wahrheiten, wenn es ihm ›Ernst‹ ist mit ›der Wahrheit‹ oder er sich zu ihrer unbedingten Verteidigung aufschwingt. Wie ein Narr dagegen mit Wahrheiten umgeht und wie er sie vermittelt, sollte in diesem Beitrag deutlich geworden sein. Es bleibt anderen Untersuchungen vorbehalten, die verschiedenen literarischen und argumentativen Methoden darzustellen, die Nietzsches ›narrisches Philosophieren‹ kennzeichnen.

12 Zum Narren als philosophischer Lebensform vgl. Peter Sloterdijk: Kritik der zynischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1983.

Literatur

- Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.): Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1933. 10 Bde. Berlin 1987, Bd. 5.
- Benne, Christian: Ecce Hanswurst – Ecce Hamlet. In: Reschke, Renate (Hg.): Nietzscheforschung 12: Bildung – Humanitas – Zukunft bei Nietzsche. Berlin 2005, 219–228.
- Detering, Heinrich: Stagnation und Höhenflug. ›Die Lieder des Prinzen Vogelfrei‹. In: Benne, Christian/Georg, Jutta (Hg.): Friedrich Nietzsche: ›Die fröhliche Wissenschaft‹. Klassiker auslegen. Berlin 2015, 151–174.
- Hoffmann-Krayer, Eduard: Die Fastnachtsgebräuche der Schweiz. In: ders. (Hg.): Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Zürich 1897.
- Mezger, Werner: Narrenidee und Fastnachtsbrauch. Studien zum Fortleben des Mittelalters in der europäischen Festkultur. Konstanz 1991.
- Sloterdijk, Peter: Kritik der zynischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1983.
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1867. 5 Bde. Kettwig 1987, Bd. 3.

Corinna Schubert